

Mundart

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es in derselben Zeitung: „Was wünscht man sich... an den Samstag- und Sonntagnachmittagen?“ In einer Übersetzung eines Berichtes aus der sowjetischen Zeitung „Trud“ ist von „Einzelheiten über das komplizierte Koppelmanöver am Samstagmorgen“ die Rede. Auch von den Ansagern unseres Fernsehens ist „Samstag“ oft zu hören. Man machte auf das neue „Fernsehgesellschaftsspiel am Samstag“ aufmerksam und auf den Fernsehfilm „Dolles Familienalbum“, der am Samstagabend gespielt werden sollte.

Wie mag es zu dieser Weiterverbreitung von *Samstag* gekommen sein? Aus dem Süden und Westen der BRD oder aus Österreich stammende Personen hat es in der DDR schon immer gegeben, so daß auf sie diese Sprachentwicklung kaum zurückzuführen sein wird. Vielleicht hat manche Autoren in der Zusammensetzung *Sonnabendabend* das zweimal aufeinanderfolgende Wort *-abend* gestört, und sie haben deshalb *Samstagabend* gewählt; so hat man sich allmählich an die Bezeichnung *Samstag* gewöhnt. Es fällt auf, daß der gesprochene „Samstag“ längst nicht so häufig ist wie der geschriebene. Nach den bisherigen Beobachtungen wird sich das Wort weiter durchsetzen.

Ernst Thiemann

(Aus: „Sprachpflege — Zeitschrift für gutes Deutsch“, Leipzig, Heft 1/73.)

Mundart

Ein welscher Standpunkt: Es geht von selbst

Albert Bächtold, dem in Zürich wohnhaften Klettgauer Mundartschriftsteller, dessen 83. Geburtstag auf den 3. Januar 1973 fiel, war es auf Weihnachten vergönnt, ein neues Buch erscheinen zu lassen. „S isch groote“, lautet der Titel des Werkes, das im Verlag Peter Meili in Schaffhausen erschienen ist. Sein autobiografischer Inhalt vermittelt dem Leser exemplarischen Einblick in die Auseinandersetzung des alternden Menschen mit seinem Zustand und namentlich mit lebensbedrohenden Krisen der Gesundheit, aber auch mit der eigenen Geltung — hier als schöpferischer Bewahrer mundartlichen Ausdrucks. Im letzten Punkt manchmal missionarisch mahnend, ist der Inhalt des Buchs im übrigen durch feine, selbstironische Distanz geprägt, eine Handreichung an den Mitmenschen in ähnlicher Lage, ein Weg zum Verständnis für andere. Es sind hier in den Rahmen zwanglos-lockeren, gelegentlich unverbindlichen Gesprächstons mit bezwingender Straffheit konzipierte und mit feinziselierte Präzision ausgestaltete, in sich geschlossene Erlebnisbilder eingebaut, die eine meisterliche Folge ergeben.

Bemerkenswert ist, daß Bächtold mit einem welschen Standpunkt in nachdrücklichster Weise eine Lanze für die Mundartliteratur brechen kann. Er vermag damit nicht allein jene zu beschämen, die in der Romandie die alemannischen Mundarten in ihrem Wert verkennen und verachten. Er trifft nicht weniger die Geringschätzung durch Deutschschweizer selber, wenn er von einer welschen Dame berichtet, die seine Werke liest und nicht verstehen kann, daß Mundartschriften nicht stärker verbreitet sind — da doch nach der Lektüre von ein oder zwei Seiten das Lesen ganz von selber weitergehe.

Solche Confédérées sind kostbare Stützpunkte helvetischer Verständigung; leider fallen sie weniger auf als die Spötter. Und hier Bächtolds „Stupf“ zu Händen der deutschsprachigen Eidgenossen: „Da hät e Wältschi gsaat. Und d Tüütschschwiiizer, di halbgshiide, wa säged die: Me cha's jo nid läse! - - -“

Das Dementi liegt in der Hand der bücherkaufenden Leser. Der Verlag Meili glaubt an sie, bereitet er doch revidierte Neuauflagen einiger früherer Werke Bächtolds vor.

Roberto Bernhard

Das „unentbehrliche“ Fremdwort!

Die Transplantation

Die Sprache verändert sich — das ist ein Gemeinplatz. Jeder kann die Veränderungen im deutschen Wortschatz — lassen wir die Wandlungen des literarischen Geschmacks für einmal aus dem Spiel — innerhalb seiner beruflichen und bürgerlichen Umgebung ablesen. Jakob Boßharts Urteil über die Altwinkler („Im Altwinkel“) findet eine vielfache Bestätigung im Schweizerland herum: „Man kannte sie schon an der Sprache; sie brauchten noch Wörter, die das aus der Stadt brodelnde, unruhig wechselnde Leben ringsum schon längst weggespült hatte. Die Wörter Erm, Wingert, Bünt brauchte in der Gegend niemand mehr als die Altwinkler . . .“

Ob wir die Neuerungen begrüßen oder bedauern, ist im Grunde ohne Belang: Der Sprachwandel läßt sich durch kein so oder anders geartetes Urteil beeinflussen. Denn eine Welt des Umbruchs, die Tag für Tag neue Dinge hervorbringt und von neuen überraschenden Vorgängen zu berichten weiß, braucht unweigerlich auch neue sprachliche Ausdrucksmittel, das heißt in erster Linie: neue Wörter. Und nicht alle diese „Neuwörter“ können urdeutsch sein. Wie wäre es auch möglich, den tausend und tausend Erzeugnissen des modernen Maschinen-, Computer- und Retortenbetriebes mit lauter deutschstämmigen Begriffen beizukommen. Es bietet übrigens, aufs Ganze gesehen, mehr Genuß als Verdruß, die unablässige Lust der Sprache an Verwandlung und Veränderung zu beobachten.

Wenige Erfindungen und Entdeckungen haben in den letzten Jahren mehr zu reden gegeben als die waghalsige (viele meinen: verwegene und beinahe widernatürliche) Kunst der Chirurgen, aus einem menschlichen Körper das Herz zu entfernen und in einen andern einzusetzen. Eine Zeitlang verging ja kaum ein Tag, an dem nicht von einer Herztransplantation und ihren glücklichen oder enttäuschenden Folgen zu hören gewesen wäre. Dann und wann ist von weniger „spektakulären“ Transplantationen, wie Nieren etwa, die Rede. Übrigens: Als im Sommer 1968 das sogenannte Hübscher-Haus in Aarau um 54 Meter verschoben werden mußte, brachte eine Zeitung die Meldung unter der sinnigen Überschrift „Haus-Transplantation“!

Lassen wir die Sache auf sich beruhen. Hingegen darf uns der sprachliche Ausdruck dafür kurz beschäftigen. — Nein, ich möchte nicht zu einer Philippika gegen die Fremdwörterei ausholen, obwohl, zugegeben, der Vorrat an Fremdwörtern im deutschen Wortschatz wahrhaftig groß genug ist. Aber, ich habe es angetönt, nicht jedes Fremdwort ist vom Übel, und die Fremdwörterfrage ist ein weites Feld. Zwei Dinge dürften immerhin unbestritten sein: Jedes Fremdwort, das sich ohne Krampf durch einen wirklich